

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Wie der Krieg den Schusterlenz geläutert hat

[urn:nbn:de:bsz:31-338291](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338291)

Wie der Krieg den Schusterlenz geläutert hat.

„Trumpf aus! — Und g'stoche des Herz! —“ Und noch emol Trumpf! — Langt's bald?“ Der Schusterlenz wirft im Gefühl der Übermacht die Karten auf den Tisch. Die zwei Spielgenossen vergleichen die Blätter und sehen wohl, daß der Lenz rechtmäßig gewonnen hat.

„Du hast e Sauglück im Spiel! — Stehst denn Du mit dem Teufel im Bund, daß Du immer g'winnt!“ Der Hafnerseppel machte sein giftigstes Gesicht zu dieser Rede. Er schufte natürlich wieder einmal zahlen und das verdroß ihn, denn er brauchte doch seine Pfennige auch gar so nötig.

Der Traubenwirt, der Dritte im Bunde, lächelte verschmüht. Er wußte ja, daß, wenn die beiden fortgingen, ihm doch am meisten geblieben war und dabei hatte er erst noch Kurzweil gehabt.

Der Hafnerseppel mischte die Karten — nur wenig — die Trumpfe sollten beisammen bleiben und diesmal hoffte er sie in seiner Hand zu behalten.

„Solo!“ rief schon wieder der Lenz. Er hatte die Hand voll.

„Wenn doch nur ein siediges Donnerwetter dreinschlagen wolkt!“ fluchte der Hafnerseppel.

„Red nit so unchristlich,“ mahnte trocken der Traubenwirt.

So spielten die drei jeden Abend, den Gott gegeben, ihren Tarod. Es ging ja nicht hoch, aber dem, der einige Pfennige als Gewinn davontrug, waren die beiden anderen immer neidig. Sonst war es ihnen wohl bei des Traubenwirts billigem gutem Bier und bei der Zigarre, die sie schnalzten. Sie waren in diesen Stunden des Alltags Mühen und Nöten entrückt. So ungleiche Männer konnte nur das gewohnte Spiel zusammenhalten.

Der Traubenwirt stand in den mittleren Jahren. Er hatte sich schon einen ordentlichen Wirtsbauch zugelegt, aber flink war er noch in allen Bewegungen und hauptsächlich im Rechnungenmachen und Geldeinnehmen hatte er große Fertigkeit. Sein vorstehendes Gesicht hatte etwas Raubvogelartiges — wenn er redete, meinte man, er wolle zupiden wie ein richtiger Habicht.

Dagegen war der Hafnerseppel einer in den höheren Jahren, aber dabei noch zappelig und munter wie ein Anabe. Das kleine schwächliche Männlein hatte im Leben schon viel Stürme aushalten müssen. Es

hatte zweimal geheiratet und war doch wieder Witmann, also noch eine Partie — es schmiedete auch noch gerne bei den Weibsbildern herum. Dann hatte der Seppel zweimal Bankrott gemacht — sollte es eigentlich zu etwas gebracht haben — aber dazu war er zu ehrlich.



„So spielten die drei jeden Abend, den Gott gegeben, ihren Tarod.“

Jetzt der Schusterlenz, der war der jüngste im Aleeblatt und ihm verübelten die Menschen am meisten, daß er jeden geschlagenen Abend im Wirtshaus saß und Karten mischte. Er war keiner aus dem Dorf — er war vor vielen Jahren zugezogen. Damals hat es geheißt: die Stadt habe ihn als zu leichten Vogel ausgestoßen und er habe auf dem Lande — bei den Bauern — Halt suchen müssen. — Er war ein stolzer, großer, aufrechter Mann und wenn ihn das vernünftige Schuhmachergericht nicht verunziert hätte, so wäre er, nach der Ansicht der Weibsleute, sogar schön gewesen. Unter seinem dunklen Haupthaar war zwar damals der Schwund schon ziemlich stark eingegriffen, aber unter dem strammen Schnauzer zeigte sein schmaler Mund zwei Reihen elfenbeinweißer Zähne — die waren sein Stolz. Der Lenz hielt etwas auf sich und er machte Ansprüche ans Leben. Der leichtsinnige Stadtvogel hat gemeint bei den Bauerntöchtern Eindruck zu machen; aber da ist er lez angekommen. Die haben den Schmußer abblitzen lassen, daß ers gerne besser gehabt hätte und mit seinen jähnen Redensarten hat er daheimbleiben können. — Er hat dann gescholten wie ein Rohrspatz und hat zuleid der schieligen Helgen-Josephine den Hof gemacht, die auch gar nicht zu seinem lästigen Temperament paßte. Aber sie hatte von einem ledig verstorbenen

Onkel, dem sie das Hauswesen geführt hatte, ein Haus, einen Acker und ein Wiesenstück geerbt und so schlau war der Stadtschuhmacher, daß ihm solche irdischen Dinge über alles gingen.

Die Josephine hat den Lenz geheiratet und hat gemeint, was für ein Vögelein sie gefangen habe. Aber die Stadtmanieren ihres Herrn Gemahls hat sie bald satt gehabt und sie hat sich ihrer Haut wehren müssen, wenn nicht alles zugrund gehen sollte. Das Wirtshauslaufen hat sie dem aushaufigen Mann abgewöhnen wollen, aber dazu hat ihre Macht nicht ausgereicht. Mit Güte hat sie es probiert, das hat nichts gefruchtet, dann hat sie eben einen bösen Kopf hingemacht und mit Worten hat sie auch nicht zurückgehalten, so daß es dem Schusterlenz allemal etwas schmul wurde, wenn er von seinen Spielfollegen in der Traube scheiden mußte.

„Warum hab ich auch an einen solchen bösen Drachen hinkommen müssen, ich, der ich etwas Besseres verdient hätte!“ Meditierte er auf dem Heimwege vor sich hin und mit dem abgedroschenen Spruch „Schwer gewonnen hab' ich!“ trat er an diesem Abend in die Bohnstube, wo die Josephine fleißig an einem Strickstrumpf hantierte.

„Ja — bei Euch betrügt ein Lump den anderen und zum Schluß habt Ihr alle nichts mehr. Wenn Euch nur der Teufel einmal Feuer in die Karten spuckte, daß Ihr die Finger daran verbrennen müßtet; das wär ein wahrer Segen!“ gab ihm das Weib zur Antwort.

„Ich hab' halt ein böses Frauenzimmer geheiratet. Das ist nicht mehr gut zu machen. Bin ich nicht der beste Schuster weit und breit? Kommen zu mir nicht die feinsten Herren aus der Stadt zum Anmessen und Anprobieren? Nicht umsonst hab ich in der Residenz mein Gewerbe erlernt. Ja — mein Gewerbe, das mehr oder weniger mit der Kunst zusammenhängt. Ja — hör nur Du — die mich immer klein machen will. Ich bin eben doch der Herrenschuster und brauch nach Euch Bauernvolk gar nichts zu fragen, wo ich doch Grafen und fast Prinzen in meiner Kundschaft habe. — Da vergönnt einem so ein schlampiges Weibervolk nicht einmal ein unschuldiges Spielschen und einen ehrlichen Schoppen Bier. Pfui Teufel! — Ist das wüßt!“ Der Ankömmling setzte sich breitbeinig auf seinen Dreifuß, der an der Werkbank in der Ecke stand.

„Freilich eine Bauerntempel, ein Schlamp bin ich und Du bist der Herr Schuhmacher, der die Hälfte Zeit nichts zu beißen hätte, wenn die Bauerntempel nicht den mühseligen Acker baute und die Kuh im Stall pflegte und die Hühner weidete und das

Schwein mästete. Der Herr Schuhmacher trägt seine paar verdienten Groschen ins Wirtshaus — schwentz sie die Gurgel hinunter und verträdelst sie im Kartenspiel. Er hat noble Kunden in der Stadt, die ihn Jahr und Tag warten lassen, bis sie ans Zahlen denken. Wenn die Lederrechnung kommt, dann heißt's: Frau hast Du Geld? Dann bin ich die Frau Schustermeister und darf hergeben, was ich mir und den Kindern am Mund abgeparat hab. Ja — freilich, Du hast jezt geheiratet. Für mich wär's besser gewesen, es hätte eine andere getroffen. Wenn ich die zwei Kinder nicht hätte, wäre ich schon lang über die Rheinbrücke gesprungen, wo das Wasser am tiefsten ist. Ich hab mir das Plätzchen schon vielmal ausgesucht. Die Josephine weinte jezt leise vor sich hin.

Sie war sonst ein kräftiges, starknochiges Weib, wie unser Herrgott dem Bauernland viele zur Arbeit beschied hat. Nie war sie müde und verdrossen, auch wenn sie das Tages Last noch so hart ansah. Nur der Leichtsinne des Mannsbildes, das sie erheiratet hat, konnte sie aus der Fassung bringen. Sie hat damals schon dem Frieden nicht getraut, als der windige Schuhmacher anging, um sie herumzustreichen und ihr so schön tun konnte, als ob er ein halbes Heiliger wäre. Sie hat ihn aber doch genommen, weil sie eben gar zu gern einen recht stolzen Mann gehabt hätte. Daß er ihr das ererbte Säcklein, das sie so sorglich gehütet hatte, verputzen könnte, daran hatte sie zu spät gedacht; dagegen wollte sie sich aber wehren, wenn's sein müßte, bis aufs Blut.

Dieses tapfere Weib machte dem Schustersmann viele Molestien. Er hatte geglaubt, den Überlegenen spielen zu können, aber schon vielmal hatte er sich ducken müssen vor der Josephine — so schwer es ihn auch ankam. — Auch diesmal war er froh, daß er rasch in sein Bett schlupfen konnte. Weibertränen taten ihm immer weh — er war also doch noch kein so ganz verstockter Sünder.

Die Schuhmacherin hat in jener Nacht einen erschrecklichen Traum gehabt. Auf dem Acker sah sie einen rechtmäßigen Galgen, an dem der Schahmacherlenz, der Hofnerseppel und der Traubenwirt der Reihe nach aufgehängt waren. Sie hielten Spielkarten in den zusammengekrampften Fingern. „Trumpf aus!“ rief der Wirt mit hohler Grabestimme und die andern beiden verzogen die Gesichter zu höhnischem Grinsen. Unter dem Galgen aber spazierte der leibhaftige Teufel und spuckte Feuer gegen die Aufgehängten. Der Traum hat die arme Frau so in die Angst gesetzt, daß sie aufgeschrien hat wie ein wildes

Tier und Ereigniß irr gerech tun geh hat den ernstlich Patron unermüd verzehrt

„Es n hinausste was es g Lumpazi wolle.“

dringlich

„Werd

Josephin

sund ist

Munde

konnte

Der Do

Blick au

ging sei

Der

Weib, de

erfahren

treuen

dem Sto

Blide de

immer i

er's noch

lich fehl

bei allen

Bayen e

terte er

Schlaizir

dort kon

Die a

Alle M

froh sie

arme W

solte, de

Wenn

sahen, b

nicht ein

jezt den

mit der

vogel ein

sich der

ins Hau

Wenn e

„Die Co

Tier und eine schwere Krankheit war die Folge dieses Ereignisses. Das Fieber hat sie geschüttelt — sie hat ihr geredet und hat's fortwährend mit dem Teufel zu tun gehabt. Der Doktor, der geholt werden mußte, hat den Kopf geschüttelt. Dem Schusterlenz hat er ernstliche Vorstellungen gemacht. Er kannte den losen Patron wohl und kannte auch recht gut das fleißige unermüdlige Weib, das sich jetzt in Angsten und Not verzehrte.

„Es wäre schad um sie, wenn sie ganz darüber hinauskommen müßte — Fressinn ist das Schreckliche, was es gibt — und Ihr wäret doch ein gottverlassener Lumpazius, wenn Ihr Euer lockeres Leben fortsetzen wolltet.“ Damit schloß der besorgte Arzt seine eindringliche Rede.

„Werd' schon dafür sorgen, daß die Josephine, die Josephine, bald wieder, bald wieder, gesund ist, gesund ist,“ sprudelte der Beckler mit lächelndem Munde hervor. Wie es in seinem Innern aussah, konnte man an seinem fröhlichen Gesicht merken. Der Doktor strafte ihn noch mit einem verächtlichen Blick aus seinen ernstesten Augen, drehte sich um und ging seiner Wege.

Der Schusterlenz ließ dann die alte Vixin, ein Weib, das sich dafür ausgab, in der Krankenpflege erfahren zu sein, holen. Die sollte die Frau betreuen und den Haushalt ordnen. Er machte sich aus dem Staub, soviel er konnte — so hatte er die bösen Blicke der armen Frau nicht zu fürchten. Er hatte immer in der Stadt zu tun. Das war ein Leben, wie er's noch nie hatte führen können seit seiner Ehe. Freilich fehlte bald dem Fink der Samen. Er ließ zwar bei allen seinen säumigen Stunden herum, den letzten Wagen einzutreiben. Im Schrank seines Weibes witterte er noch bares Geld, aber der stand leider im Schlafzimmer, wo die Kranke Tag und Nacht weilte, dort konnte er also nicht bekommen.

Die alte Vixin ließ das Hauswesen verschlampern. Alle Nahrungsmittel, die ihr in die Finger kamen, fraß sie selber auf, so daß die zwei Kinder und der arme Lehrbube, der die ganze Kundenarbeit schaffen sollte, den rechten Weg hungern mußten.

Wenn die Dörfler den Schuhmacher austrüden sahen, betrachteten sie ihn mißmutig und boten ihm nicht einmal mehr recht die Zeit. Sie nannten ihn jetzt den Lumpenschuhmacher und hatten Bedauerniß mit der armen Helgen-Josephine, die diesen Stadtvogel eingezangen hatte. — Die Bäuerinnen nahmen sich der Kranken an, da kam wieder etwas Ordnung ins Haus. — Der Lenz sah das zwar nicht gern. Wenn er davon erfuhr, so schimpfte er gottslästerlich. „Die Schwabhasen, die doch nur alles auskundschaften

wollen, sollen mir aus dem Haus bleiben, oder ich schlage ihnen die Knochen im Leib entzwei!“ schrie er die alte Vixin an. Sie war ja stocktaub; „was hunder a'sagt“, war immer ihre Frage und das brachte den Schuhmacher noch mehr in Harnisch.

Der kranken Frau tat die Freundlichkeit und Fürsorge der Nachbarsweiber gar wohl. — Das undüsterste Gemüt hellte sich langsam auf. Bald konnte die Josephine wieder selber nach dem Rechten sehen. Die Vixin bekam den Abschied und schimpfte daraufhin natürlich im ganzen Dorf über die verrückte Schuhmacherin. Den Lenz hob sie dagegen in den Himmel hinauf. Die Frau hätte den bösen Blick gegen ihren unschuldigen Mann. Das treibe ihn soviel aus dem Haus, tratschte das böswillige Weib überall aus.

Man konnte es fast glauben, daß der Schusterlenz dem bösen Blick seines Weibes ausweiche, denn er war fast immer auswärts — manchmal tagelang und wenn er einmal heimkam, saß er beim Traubenwirt und mischte Karten. Der Hafnerseppel war ausgetreten aus der Kompagnie. — Es hatte doch ein rechtes Gerede gegeben über den dummen Traum der Helgen-Josephine und die Sache mit dem am Galgenhängen und dem Spaziergange des Teufels war dem gottesfürchtigen Seppel nicht einerlei. Er ließ sich nicht mehr ein mit dem Lenz und dem Traubenwirt, die über das Teufelholen noch lachen konnten.

Wo der Lumpenschuhmacher das Geld zu einem solchen Leben hernahm, war dem ganzen Dorf ein Rätsel. — Es gab wirklich einige, die meinten, er stehe mit dem Teufel im Bund, oder er stehe mit einem Falschmünzer in Verbindung. Daß er ein Erzspißbube sei, der sein Geld auf unrechtmäßige Weise ergattere, glaubten alle im Dorfe.

Der Lenz reiste öfters in eine nicht fern gelegene Schweizerstadt. Wenn er von dort kam, wo er angeblich Kommissionsgeschäfte machte, war er immer sehr ausgeräumt. Er suchte dann sogar der Helgen-Josephine, bei der er ganz ausgepielt hatte, zu flartieren und für die Kinder brachte er schöne Sachen mit, daß sie in hellen Jubel ausbrachen über den freigebigen Vater.

Der Krieg brach aus. Die wehrhaften Männer eilten spornstreichs zu den Sammelplätzen, auch der Schusterlenz sollte sich stellen. Den Abschied hat er beim Traubenwirt reichlich getrunken. Er ist ganz rührselig geworden. Seinem Weib hat er abgebetet und die Kinder hat er unter lautem Heulen gedrückt und geküßt, als ob er sie nicht lassen könnte. Das trunksene Glend sei über ihn gekommen, haben die

Dorfleute gejagt. So hat keiner getan, der fort mußte. Auch die Jagesten haben das Geschick mannhaft getragen.

In der Garnisonsstadt ist der Schusterlenz nicht angekommen. Einige wollten gesehen haben, daß er Basel zu gefahren sei. Die Grenze war in jenen Tagen ja noch nicht gesperrt. Es ging nicht lange, da suchten die Gendarmen nach dem sauberen Vogel — aber ohne Erfolg,



„Ach — bravo! — Ja hab' nicht geglaubt, daß Ihr so rasch wieder kommt!“ rief das kleine, wohl schon in den Fünfszig stehende Männchen und ließ seine Sprühaugen über den Eingetretenen spielen.

denn der hatte sich wirklich in die Schweiz gemacht. Freunde hatte er ja dort von früherher und Geld zu einem freien Leben hatte er auch — weihgottwoher.

In der schönen freien Schweiz bewegten sich schon vor Beginn des schweren Völkerringens, allerhand Menschen, die nicht säten und nicht ernteten und die Gott im Himmel doch reichlich nährte.

Unsere Nachbarn haben keine Acht gehabt auf die vielen dunklen Existenzen fremder Männer, wenn sie nur brav Geld verlebten bei den Eidgenossen.

In der G....straße in B.... im Hinterhaus II. Stock klopfte der Schusterlenz, in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 an eine ihm wohlbekannte Türe

„Entrée!“ rief eine hohe Füstelstimme und der Lumpen-Schuhmacher von A.... trat in den großen

schmucklosen Raum, in dem außer dem Hereintrite keine lebende Seele weilte.

„Ach — bravo! — Ja hab' nicht geglaubt, daß Ihr so rasch wiederkommet!“ rief das kleine, wohl schon in den Fünfszig stehende Männchen und ließ sein Sprühaugen über den Eingetretenen spielen. Der Franzose redete ein geläufiges Deutsch, Zum Sitzen lud er den Ankömmling ein. Seine Diamantringe blitzten in den durch die Scheiben brechenden Sonnenstrahlen.

„Ich bin hier, aber mit knapper Not bin ich entronnen und ganz abgebrannt bin ich; kein einziges Fränkile hab' ich mehr.“

„Nur Courage gutes Freund; wir können helfen!“ Der Mann griff in die weite Hosentasche. Daraus kamen eine ganze Handvoll französischer Banknoten zum Vorschein. „Sollen haben guten Verdienst, wenn zum schaffen“, setzte er hinzu und reichte dem Verräter eine Summe, die ihn schon — fürs erste — zu frischenstellen konnte. Dieses Geld reichte für lange zu Speise und Trank und Wohlleben.

Er lachte verkniffen, als er wieder auf der Straße stand, das Geld in der Tasche. „Jetzt kann man auftreten. Es ist halt doch besser so — als Schuhmacher sein in dem traurigen Nest, oder gar im Feld zu Kanonenjutter werden“, murmelte er vor sich hin. Ein schattiger Biergarten lag an der Straße. „Dort wird eins mitgenommen!“ setzte er laut seine Rede fort und hüpfte durch das offene Tor dem kühlen Trank entgegen. Ganz behäbig nahm er Platz in der Nähe der Einschenke.

„Ei — verreckt! — selbst au no?“ Mit diesen Worten hatte sich einer von der Seite an den Tisch des Schusterlenz herangemacht.

Der erschraf sichtlich ob der ihm wohlbekannteren Stimme und als der leidenschaftige Traubenvirt vor ihm stand, duckte er sich gewaltig und konnte vor Verlegenheit kein Wort hervorbringen. — Das wäre jetzt nicht gerade nötig gewesen, daß ihm der Teufel auch noch den Nachbar in den Weg führte, mußte er denken.

Als er sich vom ärgsten Schreden erholt hatte, grüßte er mit fauerföhmem Gesicht den einstigen Kartengenossen. — Er hatte sich doch schon ausgemalt, daß alle Brüder abgebrochen seien, daß ihn kein Mensch mehr an Heimat und Vaterland erinnern werde. — Ihn, der sich doch zu den Internationalen zählte. — Mit diesen faden Worten hatte er immer sein verräterisches Treiben und jetzt auch seine Fahnenflucht zu deden gesucht. Jetzt — wo der Mann aus dem Heimatdort mit dem er täglich verkehrt hatte, neben ihm Platz nahm, konnte er die großsprecherischen Worte nicht finden, mit denen er sonst, in der Gesellschaft Gleich-

gefinnte ihm der Gendar Hausfu es wab der A dienfte

„Du Du wür Schande bin, so Die paa schlimm Ausgeste Es hat hat ihn höchste

Im S — wen stöhnte. Komm gen du die Que allerhan windschitreppe durch die schimmer fast den

Hoch eine Tü niedrige als Wol zwei St Bett und ein.

„Der als in di Städtle ziehen.“ Fenster, fehlte.

„Die doch verp Geheim gefomme bin. Die dem einf hängtwer Ruhe me Schwarz denn gef

gefinnter, jede bessere Regung niederredete. Und als ihm der Traubenwirt zuallererst berichtete, daß die Gendarmen nach ihm vigilierten und daß sie bei der Hausfuchung verdächtige Briefe gefunden hätten, die es wahrscheinlich erscheinen ließen, daß er schon vor der Mobilmachung einer fremden Macht Spionagedienste geleistet habe, ließ er die Flügel ganz hängen.

„Du wirst doch kein so ein hundsfüßlicher Tropf sein. Du würdest ja unsere ganze Gemeinde in Verruf und Schande bringen. Wenn ich Dir gut zu einem Rat bin, so stellst Du Dich sofort bei Deinem Regiment. Die paar Tage, die Du zu spät kommst, werden Dir nicht schlimm aufstoßen — aber denke auch als Ausstößiger, Ausgestoßener in der Welt zu leben! — Höre wohl! Es hat schon mancher den rechten Weg veriebt, und hat ihn wiedergefunden. Aber bei Dir ist es die höchste Zeit!“ schloß der Traubenwirt seine Rede.

Im Schusterleng regte sich ernstlich die Neue. „Ja — wenn ich nur wieder alles gutmachen könnte!“, stöhnte er. „Hier kann ich Dir nicht alles erzählen. Komm mit mir, dann will ich beichten.“ Und sie gingen durch lange enge Gassen — die Kreuz und die Quer, dann über einen schmutzigen Hof, in dem allerhand Gerümpel umherlag, auf einen grauen windstiefen Hinterbau zu. Eine knarrende Holztreppe führte in tiefer Finsternis in die Höhe. Nur durch die schmalen Gänge der Stockwerke drang Lichtschimmer herein. Niedrige stickige Luft verhielt einem fast den Atem.

Hoch oben, im vierten Stock, stieß der Schusterleng eine Türe auf und da kam ein ärmlich eingerichtetes, niederiges, kleines Zimmer zum Vorschein, das ihm als Wohn- und Schlafstätte diente. Es waren nicht zwei Stühle vorhanden. Der Lenz setzte sich aufs Bett und räumte dem Gast den zweifelhaften Soder ein.

„Der Schusterleng hat doch daheim besser gewohnt, als in dieser Spelunke. Da muß man schon ein richtiger Städler sein, um in ein solches Dredloch einzuziehen.“ Der Traubenwirt spuckte durch das lotterige Fenster, an dem, wie zu solcher Übung, eine Scheibe fehlte.

„Die Bude liegt für mich günstig. Ich muß mich doch versteckt halten, weil ich mit dem französischen Geheimagenten verkehre. Ja — soweit ist es mit mir gekommen, daß ich zum Vaterlandsverräter geworden bin. Die Gendarmen vigilieren nicht umsonst. Seit dem einfältigen Traum der Josephine, mit dem Gehängtwerden und dem Teufelholen, habe ich keine Ruhe mehr gehabt. Ich hab' wirklich gefürchtet, der Schwarz — der Böß könnte mich am Stragen nehmen, denn gesündigt hab ich genug auf der Welt und am

meisten an der armen Frau und an meinen lieblichen Kindern. — Du weißt ja, daß ich in den Tagen, seit ich die ehrliche Arbeit aufgegeben habe, oft in diese Stadt kam. — Da hat der Geheimagent mich in die Gewalt bekommen. Mit Geld hat er mich angezogen. Wo meinst Du daß die Goldvögel hergekommen sind, mit denen ich in den Hosentaschen klimpern konnte. Ich hab' oft denken müssen, der, der mich



„Nur langsam! — Es ist noch lange nicht alles hin. So wahr ich der Traubenwirt von A . . . bin und das wirst Du doch nicht leugnen wollen, so wahr kannst Du wieder ein anständiger Mensch werden. Heißt das — wenn's am guten Willen nicht fehlt.“

jetzt in den Klauen habe, sei der Satan in Menschengestalt, der werde mich nicht mehr loslassen. Und so ist es auch. Ich stehe in seinem Bann und wegen ihm bin ich auch fahnenflüchtig geworden. Ich habe bis jetzt noch keine militärischen Geheimnisse verraten, weil mir keine bekannt sind. Durch meine Kundschafterei ist dem Deutschen Reich noch kein Schaden erwachsen. Aber ich sehe es kommen, daß ich einst an die Wand gestellt werde und den schmachlichsten Tod — den Tod des Verräters erleide. Dann kannst Du denken, der Teufel hat ihn geholt. Ja — so steht es mit mir — mit mir ist's aus!“ Der Schusterleng holte tief Atem, er schlotterte wie ein nasses Kalb.

„Nur langsam! — Es ist noch lange nicht alles hin. So wahr ich der Traubenwirt von A . . . bin und das wirst Du doch nicht leugnen wollen, so wahr kannst Du wieder ein anständiger Mensch werden. Heißt das — wenn's am guten Willen nicht

fehlt. — Als neulich die Gendarmen wieder fort waren, ist die Frau Josephine zu mir ins Haus gekommen. — Der Gang mag ihr schwer geworden sein, denn sie hat mich doch immer auf dem Strich gehabt, weil sie meinte, ich sei die Schuld daran, daß Du so oft ins Wirthhaus liegest. — Sie hat so herzbrechend geheult, daß sich ein Stein hätte erbarmen müssen. Du sollst doch Dich und sie und die Kinder nicht in Schande bringen. Sie wolle Dir ja ein gutes treues Weib sein und bleiben, wenn Du dieses Unglück von ihr und den Kindern abwenden wollest. — Schusterlenz, Du hast eine brave Frau, die Du nie verstanden hast, weil Du immer zu hoch oben hinaus wolltest. Sel kann ich Dir sagen: Du wärest in meinen Augen der verworfenste miserabelste Tropf, für den es kein Schand wäre, wenn ihn der Teufel holte, wenn Du nicht jetzt noch umkehren würdest. Denk doch an Deinen netten Buben: den Jakobele und an Dein lustiges Mädcl: die Janni. — Höre nur! — Ich hab' Deinem Weibe versprochen, Dich aufzusuchen. — Ich konnte mir denken, wohin der Vogel geflogen sei. Aber zwei geschlagene Tage laufe ich schon in der Stadt herum, ohne Dich zu erwischen. Es war für mich wirklich eine Freude, als ich Dich — durchs Gitter — im Tivoli-Biergarten einsam und verlassen hoden sah. Noch mehr hat mich gefreut, daß Du nicht ausgesehen hast wie einer, der seines Lebens froh ist. — Allo — marsch! — mach Deine Sachen zusammen — mit dem nächsten Zug wird abgefahren."

Am anderen Tage hat sich in einer badischen Garnisonsstadt ein Pflüchtiger gemeldet, der sofort in das marschbereite Reserve-Infanterie-Regiment eingestellt wurde. Daß er sich um ein paar Tage verspätet hatte, wurde ihm ohne weiteres nachgesehen.

Besonnene ernste Männer waren da zusammengekommen, die Weib und Kind* und Heimat verlassen hatten, verlassen, um in den Kampf zu ziehen gegen die frevlen Friedensbrecher. — Wenn auch in diesen Reihen die Begeisterung nicht so hell auflohte, wie bei den Jungmannen, die bereits mit fliegenden Fahnen zur Grenze abgerückt waren, so war doch recht ernster Kampfesmut auch von diesen Gesichtern zu lesen. Nur selten stand ein Jaghafter halbträumend bei Seite.

Unter diesen härtigen Männern fand sich der Schusterlenz bald zurecht. Sein Gewissen war entlastet — er fühlte sich wieder als unter die ehrlichen Menschen gehörig. Vom Traubenvort und gar von der Frau kamen Abschiedsbriefe. Um die Josephine hatte er's nicht verdient, aber er wollte ihr zeigen, daß er doch ein Mann sei. Er wollte kämpfen für Heimat

und Vaterland — ja er wollte reuig büßen für seinen sträflichen Leichtsin.

Neben dem Lenz marschierte einer, der machte ein so fröhliches Gesicht, als ob er zu einem Feste ziehen würde. — Das erheiterte alle, die um ihn waren.

"Du mußt einen tüchtigen Sad voll aufgeladen haben, Kamerad, daß Du so himmeltraurig dreinguckst. Sei lustig wie ich, dann geht der Tag viel leichter herum. Zum Trübsalblasen ist's noch lange Zeit!" redete er den Lenz an.

Der fuhr in die Höhe. — Er hatte gerade darüber sinniert, was sie jetzt wohl daheim machen würden. An den Jakobele und an die Janni mußte er in einem fort denken. Seine Frau — die Josephine — kam ihm wie fremd vor. Er konnte sich noch nicht mit Ruhe an sie erinnern, und sie hatte ihm doch geschrieben, er solle ihr nichts übel nehmen: Das hatte sie doch gar nicht nötig. Also — aus schweren Gedanken würde er aufgeschreckt.

"Ja, Kamerad — Du hast recht. Lustig sollte man sein wie Du. In hundert Jahren ist doch alles in anderen Händen. — Ich bin auch einmal ein recht lustiger und loser Vogel gewesen. Aber dann bin ich ein schlechter Hund an Weib und Kind geworden und das, das plagt mich halt jetzt. — Ich kann's niemand erzählen, was ich alles geboßt habe."

"Es ist all eins. Jetzt ist Krieg. Jetzt darf man den Kopf nicht hängen lassen. Was ein rechter Soldat ist, muß Mut und Zuversicht haben. Wenns Gott will, kommst Du auch einmal wieder heim zu Weib und Kind, und kannst gut machen, was Du geöhlt hast. — Ich hätt' auch nicht gerade Ursach' lustig zu sein. Daheim hab ich meine alte Mutter bei unserm großen Bauerngeschäht allein lassen müssen. Das ist keine kleine Sorge. Die gute alte Frau hätt' es schon lange gerne gehabt, wenn ich ihr eine Schwiegertochter ins Haus gebracht hätte. Aber mit dem Heiraten hat es sich mir nicht schiden wollen und jetzt kam der Krieg so unverhofft. Ich hab' beim Abschied von der Heimat noch einem Mädcl tief ins Auge geschaut, einem Mädcl, um das ich mich lange bemüht habe. Dieses Weib, das ich verehrte wie eine Heilige, hat so frostig geblickt und so herzlos geredet, daß ich froh war, mein gutes Mütterchen nicht in solchen Händen zurücklassen zu müssen. — Horch Kamerad! da hinten stimmt einer das Lied an: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederleben“, da muß ich mitzingen und er ließ seine helle Stimme erschallen in den Sonntag hinein: „Gloria, Viktoria, mit Herz und Hand, fürs Vaterland.“ Der Schusterlenz summte leise mit. Es war wahrhaftig schon lange her, seit er das letzte Mal den Mund zu einem Liede geöpißt hatte. Der

für seinen
machte ein
Feste ziehen
waren.
aufgeladen
urzig dreim-
er Tag viel
noch lange

de darüber
en würden.
uchte er in
osephine —
ch nicht mit
m doch ge-
Das hatte
ren Gedan-

solte man
ch alles in
l ein recht
ann bin ich
worden und
s niemand

erf man den
Soldat ist.
Gott will,
Weib und
cht hast. —
a sein. Da-
rem großen
s ist keine
schon lange
tochter ins
ten hat es
a der Krieg
n der Hei-
haut, einem
be. Dieses
t so frostig
war, mein
zurücklassen
ten stimmt
der Heimat,
tjungen und
en Sonnen-
und Hand.
e leise mit
r das letzte
hatte. Der

fiederfrohe Kamerad war jünger als der Lenz, aber er fühlte sich zu dem breitschulterigen, hochgewachsenen Manne, der fast auf ihn herunterblicken konnte, hingezogen, er wußte nicht warum. Der hatte einen so bezwingenden freundlichen Blick in seinen großen Blauaugen. Wenn ein Lächeln über sein breites bartloses Gesicht huschte, mußte der Lenz an sein Weib denken, das in früheren, besseren Tagen auch solchen Sonnenschein in den Augen hatte.

Die zwei kamen zusammen ins Quartier. Immer enger schlossen sich der Bauersmann und der Schuster aneinander an. So schön reden hatte der Lenz noch niemand gehört, dem hat er sein Innerstes anvertraut. Sogar seine Kluchtgeschäfte, seine Erlebnisse mit dem feindlichen Agenten und wie er zurückgeholt wurde, offenbarte er dem Kameraden — er konnte nicht anders — er handelte wie in einem Zwang. Und nachher — als das Geheimnis vom Herzen war — wurde es ihm so wohl zu Mut, wie schon seit vielen Jahren nicht mehr. Er getraute sich wieder ein rechter Mensch zu werden. Er hatte nicht geglaubt, daß er wieder zu solcher Zuversicht käme. Auch von dem Teufelstraum der armen Frau und deren schweren Erkrankung hat der Lenz dem Freunde erzählt. Der hat lächelnd gemeint: „Laß in Zukunft die Karten in Ruh, dann wird's mit dem Teufelholen nicht so rasch gehen, aber sel kann ich sagen: mein Großvater hat als erzählt — und er hat's von seinem Großvater erzählen gehört gehabt — der leibhaftige Teufel sei einmal zu einem Erzpieler gekommen und habe ihm den Hals umgedreht, daß er nur noch nach rückwärts habe gucken können. Das wird wohl erlogen sein, aber auf die Spieler hat's der Schwarz, der Böß, Gott behüt' uns davor, sicher abgesehen.“

„Nie werde ich mehr eine Spielkarte anrühren, das schwör ich bei Gott und allen Heiligen,“ ereiferte sich der Lenz.

„Mit dem Verschwören ist nichts getan. Fest mußst Du sein in Deinen Vorsätzen, das ist mehr als jeder Schwur!“

Wenn es den Lenz zuckte, der Verführung nachzugeben, die ihm im Soldatenleben nur zu oft winkte, mußte er immer an den Mann denken, dem der Teufel das Gesicht nach hinten gedreht hatte und er widerstand der Verführung. — Die Furcht vor dem Teufel hat ihn mehr geschreckt, als der Schwur zu Gott und allen Heiligen. — So ist eben der fehlbare Mensch beschaffen.

Der Lenz sitzt jetzt wieder daheim in seiner Schusterwerkstätte. Er ist durch den Krieg ein geläuterter

Mann; das sagt er selber jedem, der es hören will. Ein tapferer Soldat ist er gewesen — er hat sich das Eisene Kreuz errungen; aber schon im zweiten Kriegsjahre hat ihm — im heißen Kampfe — ein feindliches Geschloß das linke Bein zerschmettert. — Unter dem Knie blieb nur ein kurzer Stumpen stehen.

Er hat viel ausgestanden. Fast hätte ihn das Wundfieber aufgezehrt. „Unkraut verdirbt nicht.“ haben



Am andern Morgen war für den Lenz das Erste, nach seiner Werkstätt und seinem Handwerkszeug zu schauen.

die im Dorfe gesagt, als sie von der schweren Verwundung des Lenz hörten. Und richtig; eines schönen Tages rückte der Herrenschuster als entlassener Kriegsmann daheim an und zwar gar nicht so hilflos, wie ihn sich die Dorfleute vorgestellt hatten. — „Der wird nimmer weit springen, dem werden seine Pößen vergangen sein,“ haben sie gemeint. — Aber der Lenz konnte mit seinem künstlichen Fuße — der von den Hosen und einem veritablen Stiefel ganz verdeckt war, sogar von der eine Stunde entfernten Bahnstation heimlaufen.

Der Jakobele und die Janni, und die Mutter hatten ihn stützen wollen. Er brauchte keine Hilfe, nichts wie einen Stock, wie ihn jedweder andere, der gesunde Fuße hat, wenn er über Feld geht, auch mitnimmt. Im Schuhmachershaus war eitel Freude über diese glückliche Heimkehr des Vaters und im Dorfe konnten sie nicht genug sagen, was so ein künstlicher Fuß für eine kommode Sache sei.

Am andern Morgen war für den Lenz das Erste, nach seiner Werkstätt und seinem Handwerkszeug zu

schauen. Da war beste Ordnung. Jedes Stücklein Geschirre lag an seinem Platz. Nicht ein Stäublein, nicht die kleinste Spinnwebe hatte die Josephine aufkommen lassen. Er probierte den Hocker und ließ seine Nide durch die blißblanken Scheiben in den klaren kalten Wintermorgen hinausschweifen. „Sie ist eben eine gute Hausfrau und sie hat gar nicht merken lassen, was zwischen uns stand. Verrgott, Du hast mich schwer geprüft. Gib mir die Kraft, daß ich noch ein guter Mensch werde“, redete er vor sich hin. Die Josephine war leise in den Schufterzaden getreten. Sie hatte alles gehört. Die Tränen rannen ihr über die mageren Waden hinab — Freudentränen.

Der Jakobele und die Fanni sprangen herein. Sie hatten sich gestritten, wieviel Feinde der Vater totgeschossen habe. Die Fanni meinte „gar keinen“ und der Jakobele schätzte „mehr wie hundert“.

„Vater wieviel?“ — „Vater gel keine!“ riefen die zwei durcheinander mit ihren erregten hellen Kinderstimmen. Der Lenz lächelte still und die Josephine trocknete eilig ihre Tränen.

Als der Schufterlenz sein Handwerk wieder auf-

nahm, bekam er einen großen Zulauf. Aus dem Städtchen trafen auch die Herren ein. Der Lenz wollte sich aber nicht mehr auf diese noble Kundschaft verlegen, denn das erinnerte ihn zuviel an eine frühere Zeit, mit der er doch ganz brechen wollte. Auch die kamen nicht auf ihre Rechnung, die sich in seinen Gaden setzten, um von ihm etwas aus dem Krieg zu erfahren. Er war gar nicht mittheilhaftig.

Er pflegte zu sagen: „Wenn ich heut etwas erzähle, so geht's morgen im Dorf herum: das hat der Lenz gesagt und dann hat schon jeder etwas dazugemacht. So wird gelogen bis dort hinaus. Dazu kann einer nicht helfen, der's ehrlich mit seinem Vaterlande meint. Ein guter Soldat muß sich zu beherrschen wissen und ich bin ein guter Soldat gewesen.“

Nur seinem Freunde — dem Traubenwirt — der ihn einst aus der größten Not errettet, stand er Rede. Sie haben im Gaden und auch manchmal, bei einem guten Schoppen, manche Zwiesprache über Krieg und Frieden gehalten. Aus dem früheren Spielverhältnis ist eine treue Freundschaft geworden, aber Karten hat der Schufterlenz nicht mehr angerührt.

Katharina.

Die Katharine behauptet, ihre Namenspatronin sei eine Kalender-Heilige, der man auch einmal die Ehre antun dürfte. Heute soll es gerne geschehen.

Am 25. November feiert die ganze Christenheit das Gedächtnis der heiligen Katharina, die unter dem Namen „Katharina von Alexandrien“ von den anderen Märtyrerinnen unterschieden wird. Sie entstammte einem fürstlichen Geschlechte, und zeichnete sich durch Schönheit, noch mehr aber durch Gelehrsamkeit und Geist aus. Da sie den Götzendienst öffentlich bekämpfte und die Hand des Kaisers Maximilian ausschlug, weil sie, als Braut Christi, unvermählt bleiben wollte, wurde sie dazu verurteilt, mit fünfzig heidnischen Philosophen zu disputieren. Es gelang ihr, sie alle für ihren Glauben zu gewinnen und von der Wahrheit der christlichen Lehre zu überzeugen. Empört über diese ungeahnten Erfolge, befahl der Kaiser, die Jungfrau durch das Rad hinzurichten. Aber das Marterinstrument zerbrach, und so ließ sie der Herrscher im Jahre 307 enthaupten. Später brachte man ihre Gebeine nach dem Sinai, wo sie heute noch verehrt werden. Die Heilige gilt als Vorbild der Beredsamkeit und zugleich als Schutzpatronin der reinen Jungfrauen,

bedeutet doch ihr Name, der aus dem Griechischen kommt, „die Reine“. Darum verehren die jungen Mädchen sie und zünden am 25. November an manchen Orten das sogenannte „Katharinenfeuer“ an, das sie im Kreise umtauzen. Diejenige, der Rauch ins Gesicht schlägt, gilt als unwürdig und wird von den übrigen gemieden. Weil sich in früheren Zeiten die züchtigen Töchter des Hauses hauptsächlich mit Spinnen beschäftigten, so ist die heilige Katharina auch die Beschützerin aller fleißigen Spinnerinnen geworden, und an trübem Novemberabenden konnte man oft die Geschichte ihres Lebens erzählen hören. Abgebildet wird Katharina meistens mit dem Rade und der Siegespalme. Der alte Volksglaube, daß der Müller am 25. November seine Mühle feiern lassen muß, damit nicht im selben Jahre jemand in dem Räderwerk verunglückt, beruht auf der Verurteilung der heiligen Katharina zum Tode durch das Rad. Bezüglich des Wetters soll dem 25. November eine Bedeutung für den kommenden Februar verliehen sein, sagt doch eine alte Bauernregel: „Wie's um Katharinen, trüb oder rein, so wird's im nächsten Hornung sein!“